

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit dem illustrierten Unterhaltungs-Blatt.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weißkerbergasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 Mk., pro Woche 25 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6683.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 259.

Breslau, Freitag, 3. November 1893.

| 4. Jahrgang.

Die Reichssteuervorlagen.

E. W. Die Einberufung des Reichstages auf den 16. November rückt die parlamentarische Thätigkeit der Abgeordneten wieder in den Vordergrund. Und gering, wenig umfassend wird diese Thätigkeit, welche sich beschäftigen soll mit einer Unmenge von Gesetzesvorlagen und Gesetzeränderungen, nicht sein. Von officiöser Seite ist des öfteren schon darauf hingewiesen, daß keineswegs die Bewilligung der durch die Annahme der Militärvorlage notwendigen neuen Steuern die Hauptsache sei, die allein oder doch vorwiegend die Thätigkeit des Parlaments in Anspruch nehmen werde, sondern daß es Vorlagen habe, die, weil sie schon des öfteren eingebracht und weil sie durch die jüngsten politischen Ereignisse gerechtfertigt, ebenso wichtig wären. Andererseits wird betont, daß es lediglich Vermuthungen seien, wenn die und die Vorlagen genannt werden.

Dem Volke gegenüber dürften denn doch aber die neuen Steuerprojecte die Hauptsache bleiben. Ueberdies kann es doch nicht Absicht der Regierung sein, auf längerer Zeit hin ohne die durch die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke verursachten größeren Ausgaben durch Erschließung neuer Einnahmequellen gedeckt zu wissen — weiter arbeiten zu wollen. Es bleibt eben Hauptsache, die vorgeschlagenen neuen Steuerprojecte durchzubringen und Michel den Leibriemen fester zusammenziehen zu lassen. Wenn die im Reichsschatzamt ausgearbeiteten Steuerreformprojecte — wie diese Mehrbelastung des Volkes von officiöser Seite genannt wird — dem Bundesrathe noch nicht vorgegangen sind, so darf man doch annehmen, daß die neuen Vorlagen, zumal das preussische Staatsministerium den vorhergegangenen vorbereitenden Verhandlungen

seine Zustimmung gegeben hat, in nächster Zeit den Bundesrath beschäftigen werden. Außer einer Denkschrift heißt es, welche die Entwicklung des Reichssteuerwesens und die Rückwirkung desselben auf die Finanzverhältnisse der Einzelstaaten seit Begründung des norddeutschen Bundes behandelt und einem damit in Verbindung stehenden Gesetzentwurf, welcher eine Neuregelung des Verhältnisses des Reiches zu den Einzelstaaten und umgekehrt in Aussicht nimmt, handelt es sich um eine Reihe von Vorlagen, welche die Einführung der Tabakfabriksteuer, die Einführung einer Weinsteuern, eines Frachtbriefstempels und die Reform des Reichsstempelgesetzes betreffen.

Bezüglich der Tabakfabriksteuer ist zu bemerken, daß die Aussichten auf ihre Bewilligung sich mehren. Die Conservativen, die durch die ihnen von Miquel angebrochte Schwägerung der Liebesgabe ängstlich und besonnen geworden sind, werden ihre Zustimmung gewiß nicht zurückhalten. Das Centrum hat durch seinen parlamentarischen Vorkämpfer, Dr. Lieber, aussprechen lassen, daß die neuen indirecten Mehrbelastungen dadurch, weil sie gerechter vertheilt seien, hinzunehmen wären. Die Antisemiten sind trotz ihres in der Wahlbewegung gegebenen Versprechens, nicht dulden zu wollen, daß die Steuerlasten auf die schwächeren Schulden geworfen werden, umgefallen, und wenn auch seitens der freisinnigen Parteien weiter protestirt wird, natürlich nur deshalb, weil, wenn dies nicht der Fall, die ganze Agitation in den Händen der socialdemokratischen Arbeiter liegen und diese Unterlassungen der „freisinnigen“ Volksmännern ungemein schaden würde, — so kann man doch behaupten, daß nur auf socialdemokratischer Seite in uneigennütziger Weise gegen die Mehrbelastung agitirt wird. Und gerade nun zeigt es sich, wie schwer sich mancher aus

dem Volke, mancher Arbeiter verständigt hat, daß er andere Candidaten gewählt hat, als socialdemokratische. Hat gerade nicht in dieser Hinsicht der „Freisinn“ gefehlt, als er in Stichwahlen sich auf die Seite der Ordnungsparteien schlug, er, der jetzt gegen die Tabakfabriksteuer loszieht, die er durch Unterstützung socialdemokratischer Candidaten und durch die dadurch erfolgte Nichtbewilligung der Militärvorlage hinfällig gemacht hätte? —

Und so wird es die Folge sein, daß die Steuer-schraube kräftig angezogen werden wird, daß Hunderttausende auf die Straße geworfen, brotlos werden. Da soll es nun, wie von officiöser Seite jüngst geschrieben wurde, verkehrt sein, Ausgaben für Militäraufgaben und für Culturaufgaben in einen Gegensatz zu bringen! Denn, man höre und staune: Die kulturelle Entwicklung einer Nation kann nur dann gefördert werden, wenn ihr Bestand, ihre Sicherheit nach außen möglichst gewährleistet ist. Dies wiederum wird nur durch ein Heer bewirkt, welches den von außen drohenden Gefahren gewachsen ist. Unsere Militärverwaltung hat doch die neueste Heeresvermehrung nicht einer Saure wegen gefordert, sondern weil sie davon überzeugt war, daß ohne die Verstärkung unsere Wehrkraft für die Erfüllung ihres Zweckes nicht genügt. Die zur Bestreitung der daraus entstehenden Kosten nunmehr aufzubringenden Millionen sind also keinem anderen Zwecke gewidmet, als dem, die kulturelle Fortentwicklung überhaupt erst zu ermöglichen. Sind wir nicht nach außen geschützt, so kann die innere Entwicklung keinen Fortschritt machen. Deshalb bilden die für die letzte Militärvorlage zu bewilligenden Millionen das Fundament, ohne welches die Lösung von Culturaufgaben einer großen Nation gar nicht vorzunehmen ist. Zwischen Culturaufgaben und denen

Schlagende Wetter.

Roman von Maurice Talmeier.
Uebersetzt von Alice Geiser.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Herr Dieulafoy streckte den Arm gegen Jaquemin aus und verharrte bei dieser Geste, indem er zu Toubeau sagte:

„Ihr spracht oft von diesem Manne, als Ihr in Pont-sur-Sambre wart?“

Toubeau sah den Richter mit jenem blöden, wirren Blicke an, mit dem er Alles betrachtete, und schüttelte den Kopf.

Herr Dieulafoy ließ seinen Arm herabfallen und reckte seine Hand in seinen bis oben hinauf zugeknöpften Rock:

„Toubeau, habt Ihr den Bürgermeister getödtet?“

Hier schüttelte Toubeau den Kopf nicht mehr und sagte „ja“.

Der Richter fuhr hartherzig fort:

„Erinnert Ihr Euch des Marne, den Ihr Herr Jaquemin nannte?“

Toubeau wurde blaß und machte einen Augenblick den Eindruck, als ob er mühsam nach den Worten suchte und antwortete mit schwacher Stimme: „Nein.“

Jaquemin schloß in diesem Moment seine Augen

feucht werden, und der Richter, der ihn beobachtete, fuhr fort:

„Toubeau, Ihr spracht von einem hellen Zimmer, das Ihr bei ihm hattet, von einem Bett, in dem Ihr gelegen habt, als Ihr krank wart und an welches Herr Jaquemin in der Nacht kam, um Euch zu trinken zu bringen. Erinnert Ihr Euch an all' das nicht mehr?“

Toubeau's Gesicht wurde aschfaß. Er sagte jedoch abermals und noch schwächer als vorher:

„Nein.“

Der Richter beobachtete Jaquemin beständig und fragte plötzlich:

„Toubeau, wo ist Euer Mutter?“

Der Schlepper suchte Ghilaine mit den Augen und zeigte mit dem Finger auf sie.

Der Richter fuhr fort:

„Toubeau, wo ist Euer Vater?“

Der Ausdruck, den plötzlich Toubeau's Gesicht annahm, war unbeschreiblich. Sein alter Kopf flammte urplötzlich hoch auf, ward aber sogleich gedämpft durch die trübe Gewalt des Vergessens. Und gleichzeitig in dem tiefen Schweigen des Zimmers mummelte eine schwache Stimme, die Stimme Ghilaine's:

„Dein Vater, Toubeau — Dein Vater! — Wenn Du groß sein wirst, wirst Du Deinen Vater suchen.“

Sie machte eine Pause und fügte dann mit erstickender Stimme hinzu:

„Du wirst Deinen Vater tödten, wenn Du gesund sein wirst.“

Toubeau lauschte verstört. Die Stimme seiner Mutter war für ihn dasselbe, was der Wind für die Wogen. Er bebte bei der Stimme der Wahnsinnigen in einer Art kindischen Abhängigkeitsgefühl. Alles in ihm wurde umgestürzt, alle seine Erinnerungen wurden aufgerüttelt. Dieses tiefe Stillschweigen unterbrach wiederum die Stimme des Richters:

„Toubeau, erinnert Ihr Euch nicht an den Steiger Jaquemin?“

Ein sanftes Licht erschien auf dem Gesichte Toubeau's, als ob sein Gesicht aus dem Schatten hervorgetreten wäre, und er antwortete von Neuem mit Anstrengung:

„Nein!“

Jaquemin wurde schwach. In diesem Kampfe, der es gefährlich erscheinen ließ, auch nur zu schaudern, der durch das geringste Glimmen verloren gehen, bei dem eine Thräne seine Niederlage bedeuten konnte, fingen seine Kräfte an, ihn zu verlassen und plötzlich bei der Miene, die Toubeau beim Antworten machte, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Und sofort sagte Herr Dieulafoy, indem er die blödsinnige ansah:

„Ghilaine, erinnert Ihr Euch jener Nacht des Schlagenden Wetters?“

Sie wiederholte mit machinenmäßiger Stimme: „Das Schlagende Wetter — —“

der gegenseitigen Stärkung der Wehrkraft, besteht also in Gegensatz, sondern der innigste Zusammenhang.

Das ist doch aber den Sophismus, die bewusste Absichtlichkeit auf die Spitze getrieben: Da ist es denn logisch und consequent, daß die Nation, um am weitesten fortgeschritten zu sein, alle ihre Glieder in die Uniformen steckt und indem sie so die Sicherheit nach außen im höchsten Grade gewährleistet hat, auch die culturelle Entwicklung sichert!

Bestiglich der Weinsteuern geht man sich der Hoffnung hin, daß, da die Conferenzen mit den Ministern der süddeutschen Staaten einen befriedigenden Ausgang genommen haben, eine Einigung erzielt werden wird. Also auch hier wird die Folge sein, der Ruin zahlreicher Arbeiter und Kleinrentner, die notgedrungen durch die Entwicklung dem Proletariat anheimzufallen.

Was die Reform des Reichsteuergesetzes anlangt, so soll in Aussicht genommen sein, die bisherige sogenannte Börsensteuer zu verdoppeln und die Steuer auf das Geschäft in ausländischen Schuldverschreibungen und Actien gegen den bisherigen Satz zu verdreifachen. Der Stempel auf Lotterieloose soll um ca. 60 Procent eine Erhöhung erfahren. Wenn es auch mit Freude zu begrüßen ist, daß durch die Erhöhung der Lotterieloose auf 60 Procent auch die Umsätze beim Totalisator getroffen werden, indem diese auf Beschluß des Bundesrathes als Lotterieloose zu behandeln und demnach zu besteuern sind, so ist es doch sicher, daß sowohl die Börsensteuer: vom gerade nicht die capitalstärkigsten Schultern treffen, sondern die kleinen Börsenleute ruinirt wird, daß ferner durch die Verdreifachung des Steuersatzes auf das Geschäft in ausländischen Schuldverschreibungen und Actien die Existenzfähigkeit der kleineren Capitalherren erschwert, diese demnach nicht in die Lage kommen, ihr Capital in dem Maße erhöhen zu können, als es der Entwicklungsgang des Capitals verlangt. Auch hierin wird die Wirkung der Steuererhöhung die sein, daß die Zahl der wirtschaftlich Schwachen sich mehrt, während die Zahl der die erhöhten Steuerausgaben leicht ertragenden Millionenbanquiers sich mindert.

Die Hauptthätigkeit der socialdemokratischen Abgeordneten dürfte unter solchen Umständen die sein, hervorzuheben, daß die Bemilligung all der geforderten Steuern keineswegs ein Ende machen würde dem mit dem Capitalismus aufs engste verknüpften Militarismus und der Capitalismus sich selbst die Grube graben und daß es nur einen Ausweg giebt: eine socialistisch eingerichtete Production und die Einführung eines Willkürsystems, natürlich auf socialistischer, nicht wie in der Schweiz und Amerika, auf capitalistischer Basis.

Politische Rundschau. Deutschland.

Eine merkwürdige Entdeckung hat die „Kölnische Volkszeitung“ gemacht: In einem Leitartikel über die Gewerkschaftsdebatte des Parteitag gelangt sie nämlich zu dem Schluß, „die ungemein scharfe Auseinandersetzung“, zu der diese Debatte Anlaß gegeben

habe, sei dadurch herbeigeführt worden, daß „die gewerkschaftlichen und die politischen Führer einander nicht trauen.“ Das Centrumorgan begründet seine Ansicht wie folgt:

Die Führer der Gewerkschaftsbewegung halten dafür, daß die politischen Führer die Gewerkschaften lediglich für ihre politischen Zwecke gebrauchen wollen und daher den nächsten, auf Besserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiterstandes gerichteten Bestrebungen nicht die nötige Förderung angedeihen lassen; andererseits fürchten die politischen Führer, daß die Führer der Gewerkschaftsbewegung über dem Streben nach Erlangung besserer Arbeitsbedingungen zu sehr die letzten Ziele der Socialdemokratie aus dem Auge verlieren, sowie daß dadurch die socialdemokratische Bewegung ihre revolutionäre Kraft einbüßen und in das lediglich reformatorische Fahrwasser eintreten würde. Namentlich von Seiten der Abg. Auer, Biedknacht und Bebel ist das Mißtrauen gegen die Gewerkschaften sehr deutlich vortrathen worden. Da war von dem „welchen Repräsentanten der Gewerkschafts-„auselei“, von der Bekämpfung des Gedankens, als ob durch die Gewerkschaften die Macht des Capitals gebrochen werden könne von „Bismarck der socialistischen Grundzüge“ und „Corruption der politischen Bewegung“ die Rede.

Unseres Erachtens haben beide Theile von ihrem Standpunkt gegen einander Recht. Die Einen legen den Nachdruck auf die praktischen Erfolge, die Andern auf die moralischen Principien. Je mehr die Gewerkschaften erwirten, um so weniger werden sie gewillt sein, sich schlechthin in den Dienst der politischen Socialdemokratie zu stellen; die Socialdemokratie einwiederum, deren Haupthebel die Ungehörigkeit der Massen ist, kann nicht wünschen, daß auf dem Wege der Gewerkschaftsbewegung zu viel erreicht werde.

Man muß gestehen, die „Kölnische Volkszeitung“ hat eine sehr lebhaft Phantasie. Wie ein Blick in den Bericht der einschlägigen Congress Verhandlungen zeigt, hat keiner der Redner, die den Ausführungen Legien's entgegentraten, „Mißtrauen gegen die Gewerkschaften“ ausgesprochen. Was ausgesprochen wurde, war Mißbilligung der „Gewerkschafts-„auselei“, und zwar im Interesse der Gewerkschaften.

Das Centrumblatt glaubt auch selber nicht recht an seine Weisheit, denn es legt am Ende des Artikels der Centrumsfraction an's Herz, sich etwas mehr um die Gewerkschaftsbewegung zu kümmern. Es hat also Angst und ein böses Gewissen, was allerdings durch den schwächlichen Verrath an dem proletarischen Centrumsagitator Stögel insbesondere und dem von Centrum gelobten Bergleuten des Rheinlands und Westfalens im allgemeinen vollauf erklärt wird. Den so lange Betrogenen fallen die Schuppen von den Augen.

Auch ein Prophet. In seinem „Reichsherold“ verkündet Herr Bödel, man brauche kein Prophet zu sein „um den unrettbaren Untergang des preussischen Staates vorherzujagen“. Und warum? Weil im Wahlkreise Marburg dieser Tage eine bödel'sche Wählerversammlung von Bürgermeistern ohne Grund aufgelöst wurde. Um an solche Dinge, die man seit Jahrzehnten jeden Tag erleben kann, nun derartige Voraussetzungen zu knüpfen, braucht man allerdings kein sonderlicher Prophet, muß man dagegen ein ausgeprägter Narr und Harlekin sein.

„Diese Gesellschaft.“ Zu dem Spielerproceß in Hannover läßt die fromme conservat. „Post“ sich dahin vernehmen:

„Wir denken gewiß nicht daran, die Helden jenes Scandals zu entschuldigen, und wir empfinden den

tieffen Schmerz darüber, daß so zahlreiche Vertreter unserer glorreichen Armee in einer so widerlichen Angelegenheit bloßgestellt wurden. Aber wir fühlen uns auch bei dieser Gelegenheit verpflichtet, wieder mit aller Entschiedenheit hinzuweisen auf den Hauptschuldigen, die moderne Gesellschaft, welche ihrem innersten Wesen nach zur sittlichen und socialen Auflösung drängt. Diese Gesellschaft erzeugt die hochgestellten politischen Spieler, welche sich an die gesättigten, mit Erfolg und im Großen den Raub betreibenden Finanzgößen anschließen. Diese Gesellschaft erzeugt jene Kreise, welche ihr ganzes Interesse zwischen Pferden, lächerlichen Weibern und Buchstern theilen. Diese Gesellschaft bringt Menschen hervor, die für den kleinen, mit den Schwierigkeiten des Lebens hart ringenden Mann nur Verachtung und Hochmuth haben, während sie an den Spielischen sich die Kameradschaft des Auswurfs der Bankrottat gefallen lassen . . .“

Ja, ja diese Gesellschaft! Diese „edle“, „hochwohlgeborene“ Gesellschaft — die „sicherste Stütze von Thron und Altar“, der sogenannten „göttlichen Weltordnung“! Diese Gesellschaft, sie wird auf einmal ihres verhänglichen Plunders entkleidet und in der abstoßenden Nacktheit ihrer sittlichen Fäulniß an den Pranger gestellt. Der Scandalproceß in Hannover mit seinen socialen Ergebnissen ist nur ein Niederschlag dessen, was in dem stinkenden socialen Sumpf, der sich die „Gesellschaft“ nennt, brodelt; und es giebt doch schließlich nur einen einzigen kleinen Auschnitt aus dem Kreise, in welchem sich das Leben der „oberen Zehntausend“ abspielt. Was da „Sittlichkeit“ und „Ehre“ heißt, ist oft nichts als die niederträchtige Heuchelei. Und diese „Gesellschaft“ ist's, die das arbeitende Volk bevormundet und „erziehen“ will; die über Unsitlichkeit in den „unteren“ Schichten jammert; die mit brutaler Gewalt niederhalten will, was der Herrschaft der Reaction ein Ende machen könnte; der jedes Mittel recht ist, den gesunden politischen und socialen Fortschritt mit Berufung auf die „von Gott gewollte Ordnung“ zu verhindern, um die „Canaille Volk“ im Zaum zu halten. Die ordnungsparteilichen Prektozaken sind die Schlepper diese Gesellschaft. Nur zu, sie treibt ein politisches va banque-Spiel! Der große Rath, der sie harrt, wird kommen; es sind die Tage gezählt, dieser Gesellschaft! Keine Macht der Welt kann ihren Sturz verhindern.

Sechs Mark Wogenlohn. Unter dieser Aufschrift bringt die Burgstädter „Volksstimme“ einige treffliche Randglossen zu dem Klagegeßöhn eines königlich sächsischen Moralisten.

Dem letzten Jahresbericht der königlich sächsischen Fabrikinspectoren, so schreibt sie, entnehmen wir folgenden Absatz aus demjenigen Theil, welcher sich mit den Järbereien beschäftigt:

„Ueber die sittlichen Zustände seiner Arbeiterinnen wurde von dem Besitzer einer größeren Fabrikerei gesagt. Er behauptete, daß dieselben Montags früh meist völlig ermatet von dem lang n Tanzen in der Nacht zur Fabrik kämen, zum Frühstück theilweise unvorjältnißmäßig viel Schnaps trinken und daß die Anzahl der unehelichen Geburten eine immer größere wade.“

Und daneben hatte man die nachstehende Angabe darüber, was an Löhnen in solchen Fabrikereien gezahlt wird:

„In jener Nacht, habt Ihr da einen Mann gesehen?“

„Einen Mann? Nein, ich habe ihn nicht gesehen —“

„So! Ihr waret Schlepperin. Ihr habt in dem Schacht Nummer fünf gearbeitet. Ihr wart mit Eurer Lampe dort. Aber die Lampe löschte aus, Alles wurde finstler; und da kam ein Mann; Ihr erinnert Euch.“

Ghilaine sah den Richter an; ihre Pupille erweiterte sich bei dem Andenken an die Schreckensnacht, Doubeau hörte zu und Jaquemin, auf dessen Stirn Todessehnsucht perlte, während Todesqualen in seinem Herzen wühlten, sank fast in die Kniee, als Herr Dieulafoy sich zu ihm wendete und zu ihm in einem Tone sagte, als ob jedes Wort ein Schlag wäre: „Jean Jaquemin, im Jahre 1860 habt Ihr Euch, um einen Menschen zu retten, in einen Schacht von Frameries gestürzt. Fünf Jahre später seid Ihr dreimal in Secré-Madame in einen Schacht zurückgekehrt, in dem drei Männer nahe daran waren, zu verbrennen, Ihr habt sie alle drei heraufgebracht. Im Jahre 1868 waret Ihr in Borre-Sépérance; ein Schlepper war zurückgeblieben in der Tiefe eines Stollens, der so niedrig war, daß man ihn nur auf dem platten Bauche gleitend erreichen konnte, und der, da eine Explosion ihn erschüttert hatte, jeden Augenblick einzustürzen drohte. Ihr seid hineingedrungen, der Schlepper lag ganz hinten im Stollen. Ihr habt fast eine ganze Stunde darin zugebracht. An demselben Abende noch

in dieser Stollen eingestürzt, es war fünfhundert Meter unter der Erde. — Ihr habt eine Tochter. — Vor si den Monaten habt Ihr in Pont-sur-Sambre noch Doubeau gerettet. Jean Jaquemin, vor dreißig Jahren hat hier ein schweres schlagendes Wetter einen ganzen Zimmerplatz unter der Erde begraben. Sehen Sie hier.“

Herr Dieulafoy gab ein Zeichen. Der Vorhang im Hintergrunde wurde aufgejogen, Jaquemin schauerte zusammen, der Richter aber fuhr fort:

„Diese da habt Ihr nicht gettet!“

Man sagt, daß der zu Tode getroffene Mensch in derselben Minute den Schmerz eines Stiches oder einer Quetschung oft kaum fühlt. Jaquemin hatte in den ersten Sekunden nur die Empfindung einer Erschütterung und der Ueberraschung. Der fürchtbarste Schrecken dringt nicht augenblicklich zum Bewußtsein, und das, was er hier vor sich sah, war so entsetzlich, daß er zuerst höchstens an eine Sinnestäuschung glauben konnte.

Im Hintergrunde des Zimmers befanden sich ein paar Schritte von der Mauer ausgestreckt oder zu gekauert gräßliche menschliche Körper. Wenn es in dem Gemach dunkel gewesen wäre, hätte man glauben können, daß die Männer eingeschlafen seien, oder sich dort schweigend ausruhten. Unter dem hellen Lichtstrahl, der durch das Fenster fiel, zeigten sie sich in der ganzen fürchterlichen Häßlichkeit der Leichen. Ihre Augen waren geschlossen, das Entsetzen lag noch ausgeprägt auf ihren plattgedrückten Gesichtern, auf die der helle

Tag ein blendendes Licht warf. Einem von ihnen stand der Mund offen und seine Riemen waren weit auseinander gesperret, wie bei einem Erdrosselten, und von felsenhartem Gestein angefüllt, wie von einem Kiebel, so daß man zu glauben versucht war, man müsse jeden Augenblick einen ersticken Schreckensschrei vernehmen. Die Körper waren roth wie von einem Ausfluß von Steinkohlenstaub bedeckt, ähnlich wie alte trodene Wunden sich abschuppen, und die zusammengeschrumpften Köpfe, die dünnen Glieder waren fürchterlich verkrüppelt.

Jaquemin war wie erstarrt. Er betrachtete den Richter, betrachtete Ghilaine, betrachtete die Bergleute und die todtten Mauern des Raumes, in dem er sich befand, und die erschütterten Wächter, und dann richtete er seine Augen wieder auf den Richter. Herr Dieulafoy glaubte, daß er wahrnünftig würde. Er unterdrückte ein Schluchzen, hob bald seine ausgestreckten Hände in die Höhe, sagte sich bald an dem Kopf und wich zurück. Es hatte den Anschein, als ob er sprechen wollte, ohne es zu können. Endlich stammelte er, indem er mit seinen zitternden Händen auf Ghilaine und auf Doubeau zeigte:

„Herr Richter — Herr Richter — warum ist dieser Unglückliche? Warum ist diese Frau da? Warum sind wir in der Grube? Warum diese Todten? Ich habe vor zwei Monaten in einer Aufwallung des Zornes, des Hasses, des Wahnsinns, weil er mich fortgejagt hatte, den Bürgermeister von Pont-sur-Sambre getödtet.“ (Fortsetzung folgt.)

„Beschäftigt wurden — in einer bestimmten, namhaft gemachten Fabrik — 24 erwachsene männliche Personen mit 8—10 Mark Wochenlohn und 8 erwachsene weibliche Personen mit sechs Mark Wochenlohn.“

Erscheint im Lichte dieser freigebigen Löhne die moralische Entrüstung des obigen Herrn Färbereibesizers ob des „unfittlichen“ Lebens seiner Arbeiterinnen nicht als eine Schamlosigkeit?

Wer hätte das tanzende Glend der sächsischen Proletarierinnen je mit eigenen Augen geschaut, ohne daß ihm des Arbeiterdaseins ganzer Jammer angepaßt hätte?! Und doch muß sich jeder sagen, daß es noch ein Glück für die Ärmsten ist, wenn sie soviel Lebenslust in sich spüren, um Sonntag Abends das Glend der Woche im Tanzestaukel zu betäuben! Aber den profitgierigen Fabrikanten ärgert es, daß die Mädchen Montags früh ermattet zur Arbeit kommen. Er möchte gern von Montags in aller Frühe bis Sonnabend Nachts frische ausgiebige Arbeitskräfte haben — für 6 Mark Wochenlohn!

Er findet, daß die Mädchen unverhältnismäßig viel Schnaps trinken. Für den Herrn Fabrikanten ist sein Gläschen Chartreuse vielleicht ein Luxusartikel! Ihm fällt nicht ein, daß für den Armen mit leerem Magen der Schnaps ein Hungerkiller ist! Zudem: Was mag wohl den Mädchen übrig bleiben, um unverhältnismäßig viel Schnaps zu trinken, von ihren 6 Mark Wochenlohn!

Dem sittenstrengen Herrn mißfallen auch die vielen unehelichen Geburten. Sollen die Mädchen vielleicht ihm zu Gefallen dem menschlichen „Recht auf Liebe“ entsagen? Oder sollen sie einen Mitproletarier legitim heirathen, dem der Herr Fabrikant gnädigst acht Mark Wochenlohn zahlt? Die Mädchen kennen dieses Proletarier-„Familienglück“ und sie bedanken sich dafür. Der Herr Fabrikant und seine Gnädige sollten einmal gezwungen werden, selbst von sechs Mark Wochenlohn zu leben, — damit sie lernen, wie einem menschlichen Wesen dabei zu Muth ist!

Anarchistisch-Spitzelisches. In der letzten Nummer der Elberfelder „Freien Presse“ findet sich folgende Notiz:

Duisburg, 26. October. Schwurgericht. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wurde am 25. Oct. gegen den in hiesigen Genossenschaftskreisen bekannten Joseph Dexter verhandelt. Derselbe war angeklagt wegen „Widerstand gegen die Staatsgewalt, Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten etc., Vergehen gegen das Dynamitgesetz und Belästigung an dem Londoner Club „Antonomie“. Nach achtstündiger Verhandlung wurde der Angeklagte vom Gerichtshof zu 8 Jahren Zuchthaus, 10jährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt und unter Polizeiaufsicht gestellt. Der Erste Staatsanwalt hatte 5 Jahre 9 Monate Zuchthaus beantragt. Bemerkenswerth ist noch, daß sich unter den Zeugen der bekannte Polizeispitzel „Schürmann“ befand.

Commentar überflüssig. So lange es Halbverrückte giebt, die sich durch einige „radicale“ Phrasen von Hallunken zu Tollethe verleiten lassen, werden solche Fälle sich wiederholen.

Wie aber die Richter zu einem so monströsen Urtheil gegenüber einem geistig höchst beschränkten Menschen, wie Dexter es ist, gelangen konnten, der offenbar das Opfer eines Spitzels war, darüber erwarten wir noch Aufklärung.

Ein großes Wort hat der bayerische Minister des Innern in einer Kammerdebatte gelassen ausgesprochen. Als von der Noth des (Klein-) Bauernstandes gesprochen und auf die zunehmende Grundverschuldung hingewiesen wurde, meinte er: „Wer arbeitsam und sparsam ist, der kommt durch und vorwärts!“ Es ist die gleiche Theorie, die Eugen Richter an seiner berühmten „Sparagnes“ entwickelt und, soweit sie sich auf den Kleinbauernstand bezieht, genau ebenso begründet, wie Eugen Richter's volkswirtschaftliche Ansichten. Ja, wenn einmal ähnliche Antworten den Großgrundbesitzern, die fortwährend nach der Staatshilfe schreien, gegeben würden, dann ließe sich darüber reden. Aber natürlich: „Bauer, das ist etwas ganz Anderes!“

Ausland.

England.

Die Armen-Statistik im Lande der Lords. An einem bestimmten Tage in der zweiten Woche eines jeden Monats nehmen die Localbehörden Großbritanniens eine Zählung der in ihrem Bereich sich aufhaltenden Armen (Paupers d. h. der völlig Unbemittelten) vor. Diese Ergebnisse werden von dem Arbeitsamt zusammengestellt und haben für den Monat September folgendes Resultat ergeben: Die Metropole London

hatte bei einer Einwohnerzahl von 4 211 000 (nach der Volkszählung von 1891) 94 756 Arme gegen 87 430 am gleichen Tage des Vorjahres oder 225 auf je 10 000 der Bevölkerung. Im Cardiff und Swansea-District (dem Wahlkreis John Burns) kamen 236, in Wolverhampton 317, im Stockton und Tees-District 358 und in Bristol sogar 368 Paupers auf je 10 000 der Bevölkerung. Etwas weniger traurig sind die Verhältnisse in Schottland, wo im Durchschnitt nur 180 Arme auf 10 000 Einwohner gezählt wurden, während der Durchschnitt in Irland, der „grünen Insel“ hingegen 246 betrug. In Cork und Limerick (Irland) betrug die Zahl der Mittellosen bei einer Bevölkerung von nur 252 092 Seelen 10 929 oder 434 auf je 10 000 Einwohner.

So herrlich sind die Zustände auf der ehemals so fruchtbaren Insel geblieben und immer kleiner werden die mit Früchten bebauten Flächen, dagegen immer größer die dem „edlen“ Jagdsport der englischen Landlords dienenden Landstriche — eine Rückwärts-Entwicklung zur Barbarei darstellend.

Amerika.

Die Massen-Rückwanderung aus Amerika. Die capitalistische Presse der Vereinigten Staaten fängt an, sich zu beunruhigen ob des Ueberhandnehmens der Rückwanderung nach Europa, welche numerisch die Einwanderung von dort zu überflügeln beginnt.

Als Symptom für die Verschlechterung der Lage der amerikanischen Arbeiterklasse — (das ist es, was wir in erster Linie darin gesehen haben) — läßt sie die Erscheinung freilich kalt. So lange es ihr gelingt, den etwaigen rebellionsklüsternden Geist der Arbeiterklasse in Schach zu halten, scheert sie sich den Kuckuck um alle Nothlage-Symptome.

Aber die Herren Capitalisten haben andere Ursachen, die massenweise Rückwanderung von Arbeitskräften mit scheelen Augen anzusehen.

Zwei dieser Gründe gestehen sie ganz offen ein: Erstens beklagen sie, daß mit den Rückwanderern das schöne Geld, welches sie hier im Lande erworben und erspart haben, über den Ocean geht und drüben an den Mann gebracht wird, anstatt hier verzehrt zu werden und in die Taschen amerikanischer Gewerbetreibender zurückzuführen. Wenn man Alles in Einem nimmt, giebt es ja auch ein ganz statliches Sümmdchen, das in einer gewissen Phase seines Umlaufprocesses dem Unternehmertum als Anlagecapital behufs weiterer Arbeiter-Ausbeutung verloren geht.

Weiterhin hat man herauscalculirt, daß es im Großen und Ganzen wohl das — im capitalistischen Sinne — bessere Arbeiterelement ist, aus welchem sich vorzugsweise die Rückwanderung rekrutirt. Dasjenige Element, welches am intensivsten sich abschufet, am geduldigsten sich schinden läßt, um event. „ein paar Sparpfennige“ zu erübrigen. Das sind natürlich dem capitalistischen Ausbeuterthum die willkommensten Arbeiter, und wenn dieses Element anfängt, dem Lande den Rücken zu kehren, dann beklagt die Capitalistenklasse das als einen schmerzlichen Verlust.

Zu diesen beiden Gründen gesellt sich aber noch ein dritter, den man auf capitalistischer Seite nur ungern und wenn überhaupt, dann nur in verbrämter Form verlaublich werden läßt.

Es ist nämlich eitel Heuchelei, wenn die in Arbeiterfreundlichkeit machende politisch-capitalistische Demagogie immer gar so laut in die Anti-Einwanderungs-Trompete stoßen hilft. Die Capitalisten haben in der letzten Zeit nur „Manschetten bekommen“ vor derjenigen Einwanderung, welche sich leicht rebellisch zeigt und gegen die allzu straff gezogenen Zügel der Ausbeutung auffässig wird. Der Druck, den die constante Einfuhr von Arbeitskräften auf die Löhne der heimischen oder der eingebürgerten Arbeiter ausübt, ist ihnen nur allzu willkommen, — sie haben wohl gelernt, den Werth einer permanenten proletarischen Reserve-Armee für ihre Profit-Interessen zu würdigen. Die bestehenden Anti-Einwanderungsgesetze, mit denen man gewissen anglo-amerikanischen Arbeitern Sand in die Augen streut, verlachen sie. Sie wissen, daß deren Wirkung von keiner nennenswerthen Bedeutung ist.

Wenn also jetzt eine Massen-Rückwanderung auf der Bildfläche erscheint, wenn sie heute bereits die Einwanderung quantitativ übersteigt und wenn ihr Bekanntheit drüben die Einwanderungslustigen vollends zurückschreckt, — dann ist das ein arger Strich durch die Rechnung des amerikanischen Ausbeuterthums auf eine stete Vermehrung der arbeitslosen Reserve-Armee, als ihre wirksamste Waffe gegen kampflustige organisirte amerikanische Arbeiter. Es begreift sich, daß das den Capitalisten gar nicht gefallen will!

Asien.

Der Kampf um Indiens Pforten. Von Zeit zu Zeit erleuchtet irgend eine Nachricht das Dunkel, welches den erbitterten, aber bis jetzt geräuschlosen Kampf umgibt, den Rußland und England in Mittelasien führen. Das Endziel ist des Streites werth; handelt es sich doch nicht allein um jene unermesslichen Gebiete, welche sich von den kleinasiatischen bis zu den chinesischen Grenzen, vom Kaukasus bis zum Hindukusch ausdehnen, sondern um die Herrschaft in Indien. Immer näher rücken die russischen Vorposten den natürlichen Felsenthoren, welche das Zauberland vom Norden und Westen umgeben und erst vor etwa zwei Jahren haben die Engländer zu ihrem Schrecken, wie weit dieses Vorbringen geblieben sei, als Capitän Younghusband in dem wilden Gebirgsplateau des Pamir auf Rosatenposten unter dem Commando des Obersten Sowanow stieß, welcher den englischen Reisenden auf wenig höfliche Weise aus dem Lande hinauskomplimentirte, das man bisher für afghanischen und chinesischen Besitz gehalten habe. „Forschungsexpeditionen“ entsendet gewöhnlich das Czarenreich in jene Länder, bis es seinem Besitz angliedern will, nur daß es stets die Forscher von Militärabtheilungen begleiten läßt. Neben diesen aber vollzieht sich auch noch eine friedlichere Art der Eroberung auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs. Der sündige russische Kaufmann, durch seine mongolisch-tatarische Blutmischung den verschiedenen asiatischen Völkern verwandt, eröffnet in allen mohammedanischen Ländern Asiens seine „Handelscomptoire“, er macht den Briten und den britischen Waaren die erfolgreichste Concurrenz, er beherrscht heute nicht nur in China und Buchara, in Turkestan und Khorasan den Markt, er hat sich wirtschaftlich längst in Persien und jüngst auch in Afghanistan festgesetzt.

Das letztere Land ist es besonders, um das sich der Wettkampf der beiden asiatischen Rivalen dreht. Viel unwarben und viel umstritten, wurde es trotz der blutigen Feldzüge auch nicht von England erobert, und obwohl ein Abgesandter der indischen Regierung in Kabul residirt, fügte sich der Emir Aets nur mit Widerstreben dem „sanften Druck“, der auf ihn ausgeübt wurde. Er weiß genau, daß unfern des nördlichen Gebirgswalles seines Landes, an den Ufern des Amu-Darja ein anderes mächtiges Staatswesen gebietet, das oft gestohlenen afghanischen Herrschern und Thronprätendenten Schutz gewährte und das für gewisse Fälle immer Erbberedigte für Afghanistans Thron als Staatspensionäre in Vorrath hält — Rußland.

Nach dem Streit um Pamir aber schien der Emir zu erkennen, daß ihm und seiner Herrschaft die größere Gefahr vom Norden, vom „weißen Czaren“, droht. Er schloß sich enger an England an. Um so eifriger bemühte sich Rußland, seinen Einfluß im Lande zu verstärken. Der Emir berief nun Europäer ins Land und versuchte es mit der höheren Cultur. Der Oberingenieur Thomas S. Payne, welcher kürzlich auf Urlaub in England ankam, erzählt Wunderdinge von den civilisatorischen Umgestaltungen in Afghanistan. Auf allen Gebieten werden Verbesserungen eingeführt, sogar auf dem des Münzwesens, dem conservativsten Gegenstande aller asiatischen Völker. Die bisher aus freier Hand gearbeiteten Münzen werden jetzt geprägt und Prägestücke aus England bezogen! Selbst die Mineralager versuchte der Emir nutzbar zu machen, ganz entgegen dem Ausspruche eines türkischen Sultans: „Hätte Gott wollen, daß die Erze benützt werden, so hätte er sie auf die Oberfläche der Erde gelegt.“ Der Emir berief den indischen Geologen Capitän Griesbach nebst fünf Gehilfen ins Land, der Bergwerksbetrieb wurde begonnen; es wurde von anderen Kräften eine Gewerfabrik zur Herstellung von Henry Martini-Interlabern, eine Patronenfabrik und Uniformwerkstätten eingerichtet — kurz, auf allen Gebieten der Industrie und des Gewerbestandes ergab sich ein Aufschwung.

Was wird das helfen? Rußland giebt seine Ansprüche nicht auf; der slavische sowohl wie der mongolische Charakterzug, der sich im Russen mischt, ist riesige Ausdauer und Unverdroßtheit auf einmal eingeschlagener Bahn, und wie dies beim russischen Soldaten zum Ausdruck kommt, der über Berge von Selchen immer von Neuem zum Sturme vorgeht, zeigt sich dies auch in der russischen Politik. Seit Jermak mit seinen Rosaken in Sibirien einbrang, sind dreihundert Jahre verfloßen, aber die Russen sind stets weiter nach Osten vorgegangen, sie machten nicht an den chinesischen Grenzen Halt und sie ruhten nicht, bis ihnen vom Amur aus die Fluthen des Stillen Oceans winkten. Von Mittelasien's mohammedanischen Reichern beugte sich eines nach dem andern ihrer Herrschaft, der Kaukasus wurde nach der blutigen, fast ein Jahrhundert andauernden Kämpfen besetzt. Jetzt ist die „wirth-

